

Sommerurlaubskind

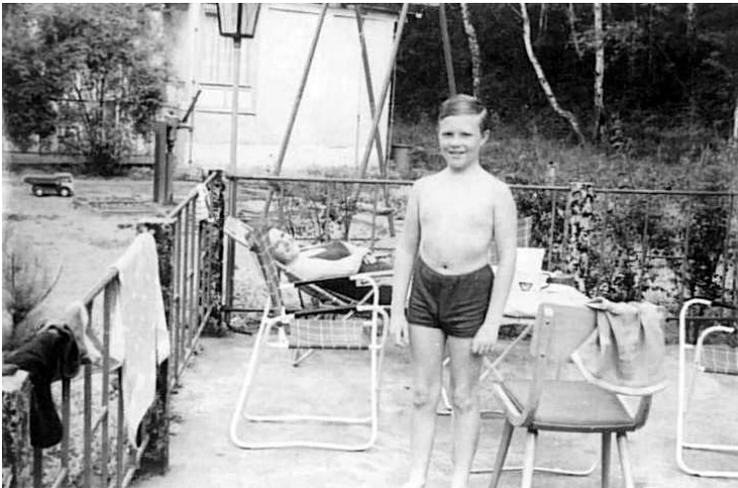
Die schönsten Zeiten in meinem Leben waren immer die Sommerferien. Mal waren Heike und ich in Genthin, mal mit unseren Eltern in Urlaub.



Den ersten richtigen Familienurlaub haben wir 1972 am Jersleber See verbracht. Papas Betrieb, der Kreislandwirtschaftsrat in Wolmirstedt, hatte dort einen Bungalow, der immer wochenweise an Betriebsangehörige vermietet wurde. Das praktische war, daß wir die Strecke von etwa 20 km mit dem Fahrrad fahren konnten. Heike saß noch auf dem Kindersitz bei Papa, ich fuhr mit dem 24-er und es konnte mir nicht weit und schnell genug gehen. Die ganze Woche war dort herrliches Wetter und unser Tag bestand aus baden, um den See laufen, Melonen essen und Brombeeren suchen. Besonders reizvoll war, wenn Heike und ich auf dem Damm des Mittellandkanals am Schild „Betreten verboten!“ vorbei zu den ergiebigsten Brombeerbüschen gerutscht sind, bis die Wasserschutzpolizei kam. Mann, waren wir dann schnell. Genau so schön war es, Fische zu beobachten oder

im Schilf Frösche zu jagen. Wir wollten doch bloß spielen aber die Frösche hatten anscheinend keine Lust darauf. Morgens haben wir im nahegelegenen Kiosk immer Brötchen gekauft und nachmittags gab es dort Melonen. Die Kerne wurden von den Frauen – Heike und Mutti - beim Laufen immer gleich auf den Weg gespuckt, ich war aber schon ein Mann und habe die Kerne hintergeschluckt. Ein Spaziergang um den See herum dauerte vielleicht 20 Minuten, mit Halt an jeder Badestelle etwa 2 Stunden. Hinter dem Nachbarbungalow gab es ein Geheimversteck. Dort lagen mehrere ausgetrocknete Krebspanzer, die ich am liebsten für mein Museum mitgenommen hätte. Den Bungalow gibt es heute noch und der Jersleber See hat nach wie vor eine treue Campergemeinde.

Die nächste Fahrt zu einem Bungalow, 1975, ging schon etwas weiter – an eine Seenplatte bei Gommern. Das waren immerhin schon 30 km von zu Hause entfernt. Wir waren zwar wieder mit den Fahrrädern dort, diesmal haben wir sie aber im Zug mitgenommen und sind erst ab dem Bahnhof in Gommern die letzten 2 Kilometer gefahren.



In Gommern - Eine Frisur zum Niederknien

Wir hatten dort über Muttis Betrieb, das Asbest-Zementwerk Magdeburg, einen Bungalow am Kleinen See. Das gesamte Gebiet besteht aus etwa 25 Seen, die früher Sandgruben waren. Durch die Sandreste hat fast jeder See einen schönen Strand.

Die Bungalows lagen inmitten eines lockeren Kieferwalds. Der Tagesablauf war von schwimmen, wandern und erholen geprägt, ich bin aber heute noch enttäuscht, daß wir, trotz aller Wälder rings herum, keine Pilze gefunden haben. Komisch, streiften doch nur ein paar tausend Menschen durch das Gelände ...

Ich hatte striktes Verbot, über den See zu schwimmen, was ich aber fast täglich ignoriert habe. Einmal rüber, kurze Pause, dann gleich zurück. Es war schon herrlich, allein die Ruhe im Wasser zu genießen – bis sich eine Bremse auf meine Schulter gesetzt und zugebissen hat. Ich konnte nur abtauchen, aber als ich Luft holen mußte, war das Biest immer noch da. So konnte ich immer nur tauchend 10 m schwimmen, kurz auftauchen, wieder runter usw. bis ich am Ufer das lästige Insekt abgeschüttelt hatte.



Vor dem Bungalow am Kleinen See

Der schönste See war der Blaue See, der eine ganz interessante blaugrüne Wasserfärbung hatte, damit aber nicht unbedingt zum Baden einlud. Noch erwähnenswert ist, daß am Plattensee die größte Wanderdüne Deutschlands liegt.

Ein drittes mal in einem Bungalow waren wir - wieder über das Asbest-Zementwerk - in Arendsee. Dort gab es ein ganzes Bungalowdorf mit Finnhütten, also zweistöckigen Gebäuden mit Dächern bis fast auf den Boden. So locker und entspannt habe ich Papa im Urlaub nie wieder erlebt. Er hat sich eine Schwimmhaube aufgesetzt und auf ein paar Steinen den predigenden Wunderheiler Gustav Nagel nachgeahmt. Er ruderte mit mir auf den See hinaus, fotografierte wie ein Wilder und war fast nur im Trainingsanzug anzutreffen.



Auf unserem Steg hinter dem Bungalow

Das Mittagessen gab es in der „Alten Schmiede“. Dazu mußten wir nur 25 Meter aus dem Objekt heraus über einen kleinen Vorplatz gehen. Ich habe dort das erste mal Aal gegessen und fand überhaupt nichts besonderes daran.



Bevor wir nach Arendsee fahren, wurden wir über ein paar Eigenheiten der Gegend belehrt. Arendsee lag dicht am Grenzgebiet und damit mußten wir ständig den Personalausweis mit uns führen. Genau genommen war die Staatsgrenze noch 25 km entfernt aber die verbotene Zone begann gleich hinter unserem Bungalow. Überall standen große Schilder mit der Aufschrift

„Staatsgrenze – Betreten verboten!“ Ich war bestimmt ein braves Kind aber nur zum Spaß und aus Neugier bin ich ein einziges mal hinter die Sperrlinie getreten. Dort war es aber auch nicht anders als davor.

Zu unserem Bungalow gehörte auch ein grünes Ruderboot für 4 Personen. Damit bin ich Tag für Tag voller Begeisterung gerudert und habe sowohl die Familie chauffiert als auch die Ruhe auf dem See mit mir selber genossen. Der Urlaub war einfach nur entspannt. Das Bootfahren war völlig ungefährlich bis auf die kurze Zeit am Bootssteg. Dort gab es jede Menge Schwäne mit ihren Jungen und so schön die Vögel auch waren, sie waren sehr gereizt und griffen sofort an, wenn man ihnen zu nahe kam. Ich hielt mir die Biester mit den langen Holzrudern vom Hals, bis ich eingestiegen war und fand es lustig, wenn die Schwäne in die Ruderblätter bissen. Ich hatte zu jener Zeit einen kleinen Fotoapparat und habe wohl 2 Wochen lang nur ein Motiv gehabt: Schwäne von links, Schwäne von rechts, junge Schwäne, alte Schwäne – also eine richtige Schwänerei.

In unserer Bungalowanlage haben wir uns auch mit einer anderen Familie aus Magdeburg angefreundet – Familie Ehlert. Es gab gemeinsame Ausflüge und Wanderungen und Papa begrüßte sie immer mit den Worten: „Na, ihr Staubigen?“ Wofür „staubig“ stehen sollte war nie richtig klar. Ich war in Magdeburg manchmal auch der „Staubige“, meistens, wenn Papa gelöst und guter Stimmung war. Familie Ehlert jedenfalls antwortete nach kurzer Zeit mit „Na, ihr Sandigen?“ Das war von der Sinnhaftigkeit auf der gleichen Stufe und die Erwachsenen konnten sich darüber extrem amüsieren.

Arendsee selbst war ein kleiner verträumter Ort mit Gaststätte, Museum, Marktplatz und sonst nichts. Zu dieser Zeit gab es das Gerücht, daß seit hunderten Jahren im See 2 riesige Mühlsteine einer alten Mühle liegen sollten. Die Arensmühle soll vor etwa 300 Jahren nach einem Unwetter mitsamt des Ufers in den See gerutscht sein. Diese Geschichte hat mich damals ungemein fasziniert und ich wäre gern der Entdecker gewesen, wurde aber nur müde belächelt. Nun kommt mein später Triumph: 15 Jahre später wurde tatsächlich ein Mühlstein etwa 60 m vom Ufer entfernt von Tauchern in etwa 10 m Tiefe entdeckt. Ich hätte den Platz zwar nie im Leben gefunden, lag aber wenigstens mit der Existenz der Steine nicht falsch. Ättsch!! Die Steine liegen heute für alle sichtbar vor dem Museum. 1998 haben wir dorthin einen Tagesausflug gemacht, die Steine angeschaut und in der „Alten Schmiede“ Aal gegessen. Wie sentimental ...

Noch einmal zurück zur Familiengeschichte. In der Nähe von Arendsee liegt Salzwedel und dort in der Nähe liegt ein winziges Dorf namens Ritze. Das war der Ort, in dem Papa für 1 Jahr Bürgermeister gewesen ist. Der Kommentar von Familie Ehlert war: „Ritze, Kreis Spalte, Bezirk Loch.“ Doof. Papa hatte aus jener Zeit dort noch Bekannte, die uns in unserem Bungalowdorf besucht haben. Er hat sich, glaube ich, sehr gefreut, das Kapitel Ritze war danach aber endgültig abgeschlossen und viel Kontakt gab es dort hin nach diesem Urlaub auch nicht mehr.

Die ersten Ferienreisen ohne Eltern gab es für Heike und mich im Sommer 1976 in 2 verschiedene Kinderferienlager. Zuerst ging es über Muttis Betrieb für 2 Wochen nach Wusterwitz und nach einer Woche Pause über Vermittlung unserer Schule für 2 Wochen nach Kamern.

Die Zeit in Wusterwitz war wunderschön. Der Ort selbst war nicht allzu groß und das Gelände des Ferienlagers lag am südlichen Ortsrand. Die Betreuer waren Lehrerstudenten, die den einzelnen Kindergruppen zugeordnet waren und wurden selbst betreut von Mitarbeitern aus dem Betrieb, dem das Lager gehörte. Das System hat damals folgendermaßen funktioniert: Großbetriebe unterhielten für die Kinder ihrer Beschäftigten geeignete Objekte, in denen diese Kinder, wenn die Eltern arbeiten mussten, in Gruppen von 8 - 16 Kindern ihre Ferien verbringen konnten. Das Tagesprogramm sah immer vor, daß es morgens zuerst Frühstück gab, danach haben die Gruppen mit ihren Betreuern etwas unternommen und abends war Disco. Auf dem Tagesprogramm standen Wanderungen, Spiele, Fußballspiele oder Baden im nahe gelegenen See. Jedes Kind hatte eine begrenzte Menge Taschengeld und damit wanderte die Gruppe regelmäßig in den Ort, um Eis zu essen. Begrenzter Vorrat an Taschengeld bedeutete, daß man eigentlich auch kein Geld brauchte - außer natürlich für das Eis. Andere Geschäfte gab es nicht. Das führte dann dazu, dass man sich im Wettbewerb miteinander immer größere Portionen Eis kaufte und damit sogenannte persönliche Rekorde erreichte, die auch schon einmal zu leichter Übelkeit und Bauchschmerzen führen konnten. Eine Kugel Eis kostete je nach Sorte 15 oder 20 Pfennig und sieben oder acht Kugeln Eis pro Proportion waren guter Durchschnitt. Bei zwölf oder 13 Kugeln wurde das persönliche Fassungsvermögen dann schon auf eine harte Probe gestellt. Dem aufsichtsführenden Studenten war das ziemlich egal.

Normalerweise wurden die Gruppen die gesamte Zeit über vom gleichen Studenten betreut. In unserer Gruppe war das jedoch anders, weil wir mit der Studentin, die uns betreut hat, überhaupt nicht klar kamen. Sie hieß Viola und war ebenso

hübsch wie herrschsüchtig. Damit bekamen sie von uns Jungs den Spitznamen „Zack-Zack-Tyrann“. Nach der ersten der zwei Wochen hatte sich die Tyrannei erledigt und wir bekamen einen freundlichen, netten jungen Mann mit Namen Peter. Schönheit ist nicht alles. Unter den Lehrerstudenten hatten sich relativ schnell kleine Pärchen gebildet, genau, wie sich unter den Kindern und Jugendlichen Männlein und Weiblein recht schnell nahe kamen. Lediglich mit Viola wollte niemand etwas zu tun haben.

Langeweile gab es nicht, nur manchmal etwas Heimweh. Spätestens bei der abendlichen Disco war aber auch das vergessen. Die Musik war laut und die englische Hitparade wurde von vorn bis hinten durchgespielt. Ein Lied mit einem sehr prägnanten Orgelriff hatte es mir besonders angetan und selbst, wenn ich noch heute die Melodie im Kopf habe, weiß ich nicht, wie es heißt und habe es nach dem Ferienlager auch nie wieder gehört.

Von den Betreuern aus dem Asbest-Zementwerk hatten wir besonders viel mit Herrn Sammler zu tun. Seine beiden Söhne waren auch im Ferienlager, der eine von ihnen in meiner Gruppe. Damit standen wir natürlich unter besonderer Kontrolle. Herr Sammler war ein passionierter Angler und hat uns Kinder gern an einen kleinen See mitgenommen, wo wir recht erfolglos Stöcke mit einer angeknöteten Sehne in den Teich gehalten haben, an die nichts angebissen hat. Er hatte beim Angeln wesentlich mehr Geschick. Seine interessanteste Angel war nur ein ganz kleines Stück Plaste, mit dem er sich auf eine Brücke stellte, eine Sehne mit einer Insektenattrappe dicht über dem Wasser kreisen ließ und theoretisch hätte ein Fisch aus dem Wasser springen sollen und die Plastefliege fangen. Er nannte das Teil eine „Mamutschka-Angel“. Einmal hat er uns hereingelegt, indem er uns eine Wette vorschlug, deren Inhalt war, dass wir alle Tische und Stühle aus dem großen Essensaal ausräumen mussten, damit darin die Disco stattfinden konnte, wenn er es schaffte, innerhalb von 3 min zehn Fische zu fangen. Es fiel uns sehr leicht, darauf einzugehen, weil das völlig unmöglich schien. Als wir aber die Wette abgeschlossen hatten, holte er eine Senke – ein Stück

weißer Stoff, der mit 4 Armen aus Draht auseinander gehalten wird - aus seinem Angelkoffer, hielt sie in das Wasser, wartete 1 min, zog die Senke wieder heraus und darin zappelten vielleicht 20 ganz kleine Fische. Die Arbeit hat uns nicht geschadet aber vielleicht hätten wir darüber nachdenken sollten, daß ältere Männer Wetten nur dann anbieten, wenn sie sich sicher sind, diese auch zu gewinnen.

Von der zweiten Woche in Wusterwitz hatte ich relativ wenig. Wie jedes Jahr bekam ich im Sommer eine Angina und musste im Bett bleiben. Die anderen Kinder kümmerten sich rührend um mich. Ich hatte fast ständig Besuch. Die einen brachten mir Bücher zum Lesen, die anderen fingen mir kleine Frösche zum spielen. Die Frösche kamen aus dem zum Objekt gehörenden Feuerlöschteich, waren etwa 2 cm lang, schwarz-grau und ziemlich flink. Da hatte ich nun also die Bescherung bei mir im Bett - Frösche in einem Einweckglas, die ich zum spielen herausnehmen konnte. Ich musste nur aufpassen, dass sie mir nicht davon hüpfen. Das eine oder andere Mal, bei dem ich hinter den flinken Biestern hinterher greifen musste, zerdrückte ich einen der kleinen Gesellen und so hatte ich am Ende der Tage auch den letzten Spielgefährten aufgebraucht. Sie waren entweder erschlagen oder verhungert.

Jede Stunde musste ich Fieber messen, damit die anderen wussten, ob es mir schon besser geht. Dabei ist auch noch ein Fieberthermometer zu Bruch gegangen und wegen der kleinen Quecksilberperlen habe ich dann fast die gesamte Zeit das Fenster offen gelassen, weil ich Angst vor giftigen Dämpfen hatte.

Die Bücher, die ich von den anderen Kindern geborgt bekam, waren relativ langweilig bis auf eines. Das waren die Jugenderinnerungen eines Mannes im Berlin der Zwanziger Jahre. Es war keine schwere Literatur sondern es wurden die verrücktesten Situationen geschildert. Eine davon war, dass sich der junge Mann umbringen wollte. Seine Methode war, zu verhungern. Also aß er nichts mehr und trank nur noch Bier. Damit nahm er jedoch mehr Kalorien zu sich als bei normaler Ernährung und es ging ihm bald besser als je zuvor.

Das Ferienlager selbst hatte keinen Arzt und so sind wir in einem alten dreirädrigen Transporter in den Ort zum Dorfdoktor gefahren. In so einem Fahrzeug habe ich nie wieder gesessen.

Heike war im gleichen Ferienlager, allerdings in einer anderen Gruppe, und wir haben in dieser Zeit fast nichts voneinander mitbekommen, waren aber beide unabhängig voneinander von Wusterwitz begeistert. So richtige Lust auf das nächste Ferienlager hatten wir dann nicht mehr – als ob wir es vorausgesehen hätten. Die zwei Wochen in Kamern waren bei weitem nicht so schön wie in Wusterwitz. Abhaken. Ich hatte schon von meiner Abneigung zum Sportunterricht geschrieben und zu meinem großen Entsetzen war in Kamern einer der Betreuer mein Sportlehrer. Schon allein deshalb hatte ich dort keine besonders gute Zeit. Es waren wesentlich weniger Kinder als im ersten Ferienlager und auch das Gelände war viel kleiner. Es war also nicht möglich, sich aus dem Weg gehen. Die schönste Erinnerung an Kamern ist, daß ich hier meine ersten Fische – 3 Rotfedern – geangelt habe. Eine andere Episode war der Frühsport. Unser Sportlehrer stellte uns vor die Wahl, auf der Terrasse vor dem Hauptgebäude Gymnastik zu treiben oder 2 Runden um das Lager zu rennen. Die ersten Tage dachten wir noch, daß das Umrunden des Lagers mit weniger Streß verbunden war, ab der zweiten Woche machten wir aber brav auf der Terrasse unsere Übungen und Verrenkungen, nachdem wir festgestellt hatten, daß wir beim Laufen mehr schwitzten und später fertig waren.

Als Heike und ich nach den zwei Wochen wieder nach Hause kamen, hatten unsere Eltern, die vorher recht füllig waren, ziemlich stark abgenommen. Sie hatten die Zeit unserer Abwesenheit für eine radikale Diät genutzt. Außerdem standen im Wohnzimmer neue Sessel, eine neue blaue Couch (jene bewußte, die später einmal in meinem Zimmer stehen sollte) und ein neuer Tisch. Es war eine Zeit, in der sich finanziell vieles positiv verändert hat. Mutti verdiente recht gut und Papa wechselte auch von Wolmirstedt nach Magdeburg mit dem Effekt, daß er mit kürzerem Arbeitsweg und weit weniger Streß deutlich mehr Geld bekam.

Neben den schon genannten Urlauben fuhren wir mit unseren Eltern regelmäßig an die Küste nach Roggentin bei Rostock. Dort wohnten Papas Schwestern, die sich aber untereinander spinnefeind waren. Wir hingen nicht einmal dazwischen sondern es gab nur Kontakt zu Familie Kutzner - Tante Hermine, genannt Hermi und Onkel Willi.



Am Strand von Warnemünde – im Vordergrund Karin

Den tatsächlichen Grund für den Dauerstreit kann heute wohl niemand mehr genau erklären. Ich versuche es trotzdem. Es war im geteilten Deutschland gang und gäbe, daß aus Richtung Westen in Richtung Osten Pakete verschickt wurden. Der Westen war reich, der Osten war arm. So war das Klischee. Der Osten und der Westen wußten relativ wenig voneinander. Der Osten stellte sich das Leben im Westen luxuriös und voller Überfluss vor, der Werbung sei Dank. Im Westen versuchte niemand, dieses etwas verzerrte Bild gerade zu rücken. Es ist aber richtig, daß der Lebensstandard im Westen zumeist wirklich etwas höher war als im Osten. So gab es also die allseits beliebten Westpakete auch in unserer Familie. Zum Teil enthielten sie getragene Kleidungsstücke, zum Teil enthielten sie Lebensmittel und irgendwann kam das Gerücht auf (oder vielleicht war es auch wirklich so), daß Erwin und Maria Pakete, die eigentlich für alle im Osten bestimmt waren, für sich behalten hatten. Das konnte natürlich nur zu einem mörderlichen Streit führen. Meine private Meinung – an der ganzen Sache war nichts dran. Wer kann das aber heute noch beweisen? An die Eskalation dieses Streits erinnere ich mich noch gut. Ich war damals noch ein kleiner Junge und stand in unserem Schlafzimmer. Onkel Erwin und Tante Maria waren bei uns zu Besuch und alle Erwachsenen - Mutti, Papa, Tante Maria und Onkel Erwin - schrien sich gegenseitig an. Erwin und Maria wollten eigentlich noch ein paar Tage länger bleiben, packten aber wutentbrannt ihre Sachen und verließen unsere Wohnung. Das war dann der Beginn einer endlos langen Funkstille. Schade eigentlich, weil ich zu meinen Cousins Manfred und Peter ein tolles Verhältnis hatte und Heike bei Tante Maria sogar ein Jahr lang gelebt hatte. Das war etwa 1972 und den nächsten Kontakt mit Onkel Erwin und Tante Maria gab es erst wieder 1996.

Papa hatte nicht die Kraft oder Macht, zu vermitteln und so sind wir also immer nur zu Besuch zu Familie Kutzner gefahren und Familie Albrecht aus dem Weg gegangen. Papa brauchte sich auf diese Weise nicht zu streiten, mußte sich lediglich ein paar Gehässigkeiten über Tante Maria anhören und hat sich schließlich mit dieser Situation abgefunden. Die Zeit verging und verging und wir waren vielleicht alle drei oder

vier Jahre an der Küste und umgekehrt kamen uns Tante Hermi und Onkel Willi auch besuchen, allerdings seltener, da sie eine Wirtschaft mit Gänsen, Hühnern, einer Ziege und vielen Kaninchen hatten.

So richtig interessant war das Verhältnis der beiden Schwestern zueinander. Schließlich wohnten sie nur etwa 5 Minuten zu Fuß voneinander entfernt. Wie soll man die Situation am besten beschreiben? Sie waren sich gegenseitig der Deibel. Das Dorf war klein genug, dass jeder, der dort wohnte, entweder Partei für die eine oder die andere Seite ergreifen mußte. Wenn wir in Roggentin zu Besuch waren, vermieden es meine Eltern tunlichst, in Richtung des Dorfteils zu gehen, in dem Tante Maria wohnte. Für mich war das etwas anders. Ich habe dort mit Heike ausgedehnte Spaziergänge unternommen und wenn wir das Dorf verlassen haben, dann meistens vorbei am Haus von Onkel Erwin und Tante Maria. Ich glaube nicht, dass sie uns gesehen haben, aber irgendwie war es faszinierend, daß da noch jemand war, der zu unserer Familie dazugehörte.

Schließlich kam das Jahr, ich glaube es war 1979, in dem meine Oma väterlicherseits starb, die zuerst auch in Roggentin und später ein paar Kilometer weiter im Pflegeheim in Neuendorf gelebt hatte. Ihre Beisetzung fand auf dem Friedhof des Nachbarortes statt, weil Roggentin so klein war, daß es keinen eigenen Friedhof besaß. Es war ein trauriges und fast unwirkliches Bild. Der Friedhof war ziemlich voll und um das Grab standen eine ganze Reihe Menschen, weil meine Oma im Dorf ziemlich bekannt war. Auf der einen Seite stand die eine Schwester mit Familie, auf der anderen Seite stand die andere Schwester mit Familie und sie würdigten sich keines Blickes. Nicht einmal in der Stunde größter Trauer waren sie fähig, einander herzlich Beileid zu wünschen, obwohl die Tote doch die Mutter von beiden war. Es war ein kalter Tag im Juni. Der Wind brachte kühle Luft aus Richtung des Meeres und ich habe während der gesamten Beerdigung trotz des Jacketts, daß ich anhatte, sehr gefroren. Die Kälte, die jedoch zwischen den Familien lag, war vom Wind bei weitem nicht zu überbieten.

Wenn wir in Roggentin waren, gab es immer das gleiche Programm. Zuerst holte uns Onkel Willi mit dem Auto vom Bahnhof ab. Er hatte einen SAPOROSHEZ, ein russisches Modell mit dem liebevollen Spitznamen „Taigatrommel“. Der Wagen wurde selten gefahren und wenn wir dann einen Ausflug nach Rostock gemacht haben, liefen wir bis zum Zentrum.

Weiterhin war fester Bestandteil des Besuchsprogramms eine Fahrt nach Warnemünde, um in der Ostsee zu baden. Zuerst ging es 30 Minuten mit der Vorortbahn in Richtung Norden, dann vom Bahnhof noch einmal 15 Minuten bis zum Strand. Dort kämpfte sich Papa dann mit schwerem Gepäck zu einem freien Fleckchen Sand, das groß genug für uns alle aussah, um an dieser Stelle für die nächsten 8 Stunden Sonnenschirm und Windschutz aufzubauen. Zuerst wurden wir mit einer dicken Schicht Sonnencreme eingerieben. Wehe, wenn man sich frisch eingeölt in den Sand legte. Die Reste einer solchen Sand-Öl-Kruste juckte noch auf der Heimfahrt. Danach wurde mein Boot aufgeblasen, zu Wasser gelassen und ich ruderte mit den Händen, bis ich nach etwa 3 Minuten keine Lust mehr hatte.



... immer eine Hand breit Wasser unterm Kiel ...

Schließlich wurde eine Sandburg gebaut, sich an einer endlos langen Schlange am Bockwurststand angestellt und immer mal wieder gebadet. Das Wasser war kalt und hat bitter nach Salz geschmeckt. Dafür war die Limonade warm. Zu allem Überfluß bin ich noch in eine Glasscherbe getreten und habe stark geblutet. Ich habe diese Tage nicht gemocht. Der Strand war heiß und man konnte sich am Sand die Füße verbrennen, auf der Mole drängten sich die Touristen und ein wenig abseits vom Badestrand schwammen Quallen in riesiger Zahl. Manche Kinder machten sich einen Spaß daraus, die Quallen zu fangen. Ich fand es aber ziemlich ekelig, wenn sie sie in der Hand hielten und mit dieser glibberigen Beute spielten. Den Tiefpunkt des Tages gab es aber, wenn Papa beschloß, mit uns eine Hafenrundfahrt zu machen. 2 Stunden auf einem kleinen Boot und rings herum nur Wasser und Schiffe, Schiffe und Wasser.

Noch so eine Idee von Papa war der obligatorische Einkaufsbummel in Rostocks Innenstadt. Dort gibt es einen schönen Boulevard – die Kröpeliner Straße. Fast genau in der Mitte war Papas Lieblingsgeschäft – „1000 kleine Dinge“. Dort gab es alles, was man eigentlich nicht braucht. Mochte Papa auch noch so ein Einkaufsmuffel sein – dieses Geschäft ließ er sich nicht nehmen. Von dort hatten wir Platzdeckchen für den Frühstückstisch, ein Barometer, einen Regenschirm für den Garten und lauter weitere Dinge, die es anscheinend nur in Rostock zu kaufen gab. Obligatorisch war auch der Besuch im Rostocker Zoo. Von dort hatte ich meinen ersten Uller – ein Stück aus Plaste nachempfundenes Hirschgeweih mit einem kleinen Kompass auf der einen Seite und einem Tierbild auf der anderen Seite, gedacht, um es als Accessoire an die Lederhose zu binden.

Onkel Willi und Tante Hermi gingen tagsüber arbeiten, aber wir haben recht viel mit unserer Cousine Karin unternommen. Sie war ein sehr hübsches Mädchen, fühlte sich aber immer zu dick und versuchte Jahr für Jahr, sich über den Verzicht auf Mittagessen, Abendessen oder Frühstück zur nach ihrer Meinung nach idealen Figur zu hungern. Karin konnte wunderbar Geschichten erzählen. So wanderten wir zu dritt zu

einem nahe gelegenen Wald – dem Kösterbecker Busch. Karin erzählte darüber, daß dort vor kurzem ein Ehepaar an einem Baum einen Erhängten gefunden hatte. Die Frau wartete dort, der Mann lief, um Hilfe zu holen. Als er wieder kam, hing seine Frau daneben. Gruselig aber total erfunden. Die Idee hatte sie wohl aus einem Hollywoodfilm. Karins Geschichte hat zumindestens erreicht, daß ich bei den Ausflügen, die ich allein gemacht habe, um den Kösterbecker Busch einen großen Bogen gemacht habe.

Abends, wenn es dunkel war, sind Karin, Heike und ich dann durch das Gelände gestromert, haben in Fenster geschaut und auf Fledermäuse und Eulen gewartet. Diese Dreisamkeit war allerdings abrupt zu Ende, als ich Karin irgendwann gesagt habe, daß sie füllig sei – ich glaube, daß ich den Vergleich mit einem Elefanten verwendet habe. Immer auf's Schlimme ... Nach kurzem Wortwechsel hat sie mir eine gefeuert, lief in ihr Zimmer und hat Rotz und Wasser geheult. Ich bin hinter das Grundstück gelaufen, habe mich voller Wut ins Gras gesetzt und auf keinen Ruf der Erwachsenen reagiert, bis es richtig dunkel war. Wir haben uns dann am nächsten Tag unter intensivem Zureden unserer Eltern wieder vertragen, die Unbeschwertheit der ersten Tage war aber vorbei.

Jetzt, da ich viel mehr mit mir allein unternehmen mußte, kam ich wieder auf die dümmsten Gedanken. Ich versuchte zum Beispiel, mir ein Huhn zu fangen. Nun war ich als Stadtkind recht ungeschickt und die Hühner kamen auch nicht so ganz freiwillig also artete das Ganze in eine recht wilde Jagd aus. Der Nebeneffekt war, daß die Hühner unter Streß nun keine Eier mehr legten. Ich bekam den verdienten Ärger, nahm die berechnete Kritik an und verlegte mich ab sofort darauf, den Hahn zu jagen, weil er ja ohnehin keine Eier legt. Ich wußte aber nicht, daß sich das Mistvieh wehrt und so wurde aus dem Jäger der Gejagte. So blieb mir als letzte Freundin aus dem Norden die Katze von Tante Hermi, die sich von mir stundenlang streicheln ließ.

Jugendweihe

In der achten Klasse wurden wir in Form der Jugendweihe in den Kreis der Erwachsenen aufgenommen. Dieser Tag wurde etwa ein Jahr lang generalstabsmäßig vorbereitet. Nichts wurde dem Zufall überlassen.

Als erstes gab es sogenannte „Jugendstunden“, in denen uns das Leben der Erwachsenen erklärt wurde. Wir besuchten Gedenkstätten, erfuhren etwas über die großen Ziele der Gesellschaft und bekamen damit jede Menge Informationen, die mit unserem späteren Leben eigentlich gar nichts zu tun hatten, aber wir sollten ja brave Bürger und gesellschaftlich interessierte Persönlichkeiten werden. Heute mag man darüber lächeln aber 1977 war die ideologische Formung der Persönlichkeit extrem stark ausgeprägt. Wer immer sich mit den Staatszielen identifizieren konnte, den nannte man „linientreu“ und die Vorbereitung auf die Jugendweihe war ein gutes Mittel, politische Inhalte zu transportieren. Aber zurück zum richtigen Leben.

Die Vorbereitungen bei uns zu Hause begannen schon Monate vorher. Die Jugendweihlinge hatten zur großen Feier in festlicher Kleidung zu erscheinen und so machten wir uns langfristig auf die Suche nach einem passenden Anzug. Es gab dafür zu dieser Zeit in Magdeburg eigentlich nur ein richtiges Fachgeschäft – „Schreiber & Sundermann“ am Westring, Ecke Große Diesdorfer Straße – direkt gegenüber dem Eingang zu unserer Gartensparte.

Für meine Eltern war die Ausstaffierung eines 14-jährigen schon eine ziemliche Herausforderung. Stimmt bei einem Anzug die Länge, hing er in der Hüfte oder der Schulter. Saß der Anzug dort, war er an Armen und Beinen 10 cm zu kurz. Unter tatkräftiger Mithilfe einer Verkäuferin probierten wir dort also so lange verschiedene Anzüge an, bis wir einen gefunden hatten, der einigermaßen paßte und der sowohl von meinen Eltern als auch von mir akzeptiert wurde. Am Schluss wurde es ein nachtblauer Anzug mit einem Einreihler als Jackett und einer Hose mit dezentem Schlag, den ich mit einem weißen

Hemd und einer roten Krawatte trug. Damit hob ich mich weder positiv noch negativ von den anderen ab.



... gleich ein wenig auf Zuwachs gekauft

Kurz vor dem großen Tag wurde in der Aula unserer Schule der eigentliche Ablauf noch mehrfach geprobt. Hinein kommen, hinaus gehen, lächeln. Ich hätte eigentlich noch zum Friseur gehen sollen aber irgendwie haben meine Eltern die Länge meiner Haare gerade noch so akzeptiert.

Der Ablauf des Jugendweihetages war überall gleich. Am Vormittag gab es den Festakt, abends fand dann zu Hause eine Familienfeier statt. Die letzten Tage vor der Feier wurden deshalb noch einmal hektisch, weil große Mengen Essen und Trinken herangeschafft werden mussten. Meine Eltern hatten zur Familienfeier mangels genügend großer Familie ihre gesamten Gartenfreunde eingeladen – genau die, die auch schon an unserer Laube mitgebaut hatten.

Dann war es so endlich so weit. Der Tag der Jugendweihe begann eigentlich ganz entspannt. Ich wurde morgens geweckt, dann gab es Frühstück und danach wurde ich in den Anzug gesteckt. Derart ausgestattet traf ich mich mit einigen anderen Jungs meiner Klasse und wir gingen gemeinsam zur Straßenbahn. Die meisten unserer Eltern hatten kein eigenes Auto und es machte sowieso viel mehr Spaß, zusammen in die Stadt zu fahren. Die Veranstaltung fand im Magdeburger Opernhaus statt. Wir Jugendweihlinge mussten etwa 1 Stunde vor Beginn da sein, um den gesamten Ablauf noch einmal zu proben. Ich war vorher noch nie hinter einer Theaterbühne und fand es dort furchtbar grau und ungemütlich. Um so schöner war es dann vor dem Vorhang auf der Bühne. Zuerst wurden wir klassenweise hinter der Bühne platziert, dann spielte das Orchester feierliche Musik. Dann wurden unsere Namen aufgerufen und wir betraten im Gänsemarsch von der Seite die Bühne und stellten uns in einer Reihe auf. Es folgte eine lange Ansprache über das erwachsen werden, Verantwortung und das Leben. Natürlich war ich beeindruckt, obwohl sich der Tag danach nicht vom Tag davor unterschied. Dann kamen ebenso viele Schüler der fünften Klasse wie wir waren mit Blumensträußen auf die Bühne, gratulierten ganz herzlich und anschließend drückten uns unsere Klassenleiterin, unser Direktor und der stellvertretende Bürgermeister von Magdeburg die Hand. Neben den Blumen

bekam jeder das Buch „Der Sozialismus - Deine Welt“. Während es in den Jahren davor ein sehr interessantes Buch namens „Weltall – Erde – Mensch“ gab, war unser Geschenk langweilig, uninteressant und ich glaube nicht, dass es je ein Jugendlicher bis zu Ende gelesen hat.



Nach der Gratulation verließen wir die Bühne wieder, setzten uns in die dafür vorgesehenen ersten Reihen im Zuschauerraum und nach einigen weiteren klassischen Musikstücken war die Veranstaltung beendet. Vor dem Theater wurde ich dann von meinen Eltern in Empfang genommen, gedrückt, beglückwünscht und wir fuhren gemeinsam mit der Straßenbahn nach Hause.

Dann kam schließlich abends die Feier. Ich war in dieser Runde die Hauptperson und ein Fremdkörper. Eigentlich gab es am Anfang nur viel zu essen und zu trinken, dann fingen die Männer und Frauen an, sich miteinander zu unterhalten und der Abend endete in einem wüsten Besäufnis. Die Jungs und Mädchen meiner Klasse hatten sich für den Abend noch auf dem Platz neben der Pauluskirche verabredet und ich war stark am überlegen, wie ich mich von zu Hause wegschleichen konnte. Ich habe dann aber einfach gefragt, ob ich noch einmal weggehen dürfte und während Mutti nicht ganz abgeneigt war, mich gehen zu lassen, hat mich Papa, schon unter etwas Alkoholeinfluß, angegrummelt, daß doch alle nur meinerwegen gekommen wären. Wir einigten uns schließlich darauf, dass ich gegen 20.00 Uhr losgehen durfte und spätestens um 21.00 Uhr wieder zu Hause sein sollte. Genau das tat ich auch. Zu meiner großen Erleichterung ging es den anderen auch nicht anders, abgesehen davon, dass etwa die Hälfte überhaupt nicht kommen durfte. Ich kam also

pünktlich wieder zu Hause an und jeder wollte mit mir plötzlich auf meine Zugehörigkeit zu den Erwachsenen einen Schnaps trinken. Einerseits war man damit wenigstens in Beziehung auf das Betrunkensein auf Augenhöhe mit den Erwachsenen, andererseits habe ich mir Schnaps für Schnaps herunter gequält. Eine Feierkultur, die sich selbst im Alkohol ersäuft, war mir schon damals zuwider und ich kann auch nach 50 Lebensjahren die Abende, die ich sturzbetrunken war, an einer Hand abzählen.

Ich hatte in meinem Zimmer hinter meiner Couch einen Bettkasten, den mir Papa aus Holz so recht und schlecht zusammen gezimmert hat und habe dort auf die Innenseiten des rohen Holzes für in meinem Leben wichtige Daten ab und zu kurze Bemerkungen gemacht. Eine der Inschriften war: „31.12.1976 - Scheiß Silvester“, weil auch dieser Abend bei den Männern auf einem Fluß aus Doppelkorn und Weinbrand fortgeschwemmt worden ist. Den aktuellen Abend habe ich mit den Worten verewigt: „14.05.1977 - Bitte nie wieder Jugendweihe. Und wenn, dann ohne mich.“



Es gab natürlich auch positive Aspekte. Zur Jugendweihe bekam man von allen Verwandten und Bekannten Geld geschenkt. Davon habe ich mir ein wirklich gutes Kofferradio gekauft – ein „Stern Dynamic“ mit orangeroter Kunstlederhülle. Das gute Stück hat damals 540,00 Mark gekostet – das war etwa die Summe, die Papa am Monatsende ausgezahlt bekommen hat.



Wir haben euer Gelöbnis vernommen. Ihr habt euch ein hohes und edles Ziel gesetzt. Feierlich nehmen wir euch auf in die große Gemeinschaft des werktätigen Volkes, das unter Führung der Arbeiterklasse und ihrer revolutionären Partei, einig im Willen und im Handeln, die entwickelte sozialistische Gesellschaft in der Deutschen Demokratischen Republik errichtet.

Wir übertragen euch eine hohe Verantwortung. Jederzeit werden wir euch mit Rat und Tat helfen, die sozialistische Zukunft schöpferisch zu gestalten.

ZUM FESTTAG DER JUGENDWEIHE WÜNSCHEN WIR DIR

Wilfried Ernst

ALLES GUTE UND VIEL ERFOLG IN DEINEM KÜNFTIGEN LEBEN UND SCHAFFEN
FÜR UNSERE DEUTSCHE DEMOKRATISCHE REPUBLIK

Magdeburg DEN *14.05.1977*

... und jetzt bin ich groß!!

Alle die, die mich mit Sachgeschenken glücklich machen wollten, haben sich zwar Gedanken gemacht, im allgemeinen aber völlig daneben gelegen. Dabei waren unter anderem eine Steppdecke, ein Portemonnaie, ein gußeiserner Türklopfer, eine Schallplatte mit Schlagern ... – alles Dinge, die man erst viel später oder nie zu schätzen weiß.

Das Geschenk meiner Eltern war eine Reise nach Prag. Es war die erste von zwei Auslandsreisen, die unsere Familie gemacht hat. Zuerst ging es mit dem Zug bis Dresden, dann stiegen wir in einem außergewöhnlich geformten Schnellzug namens VINDOBONA.



Der VINDOBONA

Diese Art Züge fuhr nur im internationalen Verkehr von Berlin bis Wien, war außen und innen etwas futuristisch gestaltet und für mich, der nur die Bummelzüge zwischen Magdeburg und Genthin kannte, war dieses Gefährt absolut beeindruckend. Natürlich war dieser Zug total überfüllt und so habe ich mich auf dem Gang auf eine herumstehende Reisetasche gesetzt. Es war dort weich und warm und am Ende der Reise haben der Besitzer und ich festgestellt, daß in der Tasche obenauf ein frisches Brot gelegen hat, daß ich zum Fladen zusammengedrückt habe, dafür hatte er jetzt ein ganz besonders interessantes Aroma ... Kleiner Scherz!!

Wir kamen also auf dem Bahnhof in Prag an und auf den ersten Blick war alles etwas größer, lauter und bunter als zu Hause. Auf den zweiten Blick war aber doch vieles recht ähnlich. Wie zu Hause fuhren wir Straßenbahn, wohnten ohne besonderen Luxus und verpflegten uns selbst. Unser Quartier war ein Studenteninternat am Prager Stadtrand. Die Studenten hatten Semesterferien und alle Zimmer wurden an Touristen vermietet. Wenn wir aus dem Fenster schauten, sahen wir eine Motorradrennstrecke und wenn wir zur Straßenbahn gingen, kamen wir am Strachovkloster vorbei. Hätte ich damals gewusst, welche kulturelle Bedeutung dieses Kloster hat, hätte ich es bestimmt gern besichtigt. Ich war mittlerweile mindestens schon zehn mal in Prag, das Kloster zu besichtigen habe ich aber bis heute nicht geschafft. Leider.

Vor unserer Reise hatte ich einiges über den Wenzelsplatz gehört und war völlig erstaunt, dass es kein Platz im eigentlichen Sinne sondern eine lange, zweispurige Straße ist. Wir taten, was alle Touristen tun wir standen pünktlich zur vollen Stunde vor dem Rathaus und haben uns die Apostel angesehen. Das sind kleine Figuren, die von Fenster zu Fenster laufen. Ich habe versucht, die Apostel zu fotografieren, aber außer wackligen Bildern mit kleinen bunten Flecken darauf habe ich nichts auf den Film bekommen.

Was habe ich dort noch für's Leben gelernt? Die Biersorten wurden mit 10°, 11° und 12° bezeichnet. Nach meinem Verständnis bedeutet das: lasch, besser, würzig. Nach Papas Verständnis bedeutet das: Wenn man schon mal die Gelegenheit hat, dann sollte man nur 12° trinken.

Der Umtauschsatz von Mark zu Kronen lag bei 3 Kronen für 1 Mark aber wir durften leider nur sehr beschränkt Geld umtauschen. Genau genommen lag der Umtauschsatz pro Person pro Tag bei 20 Mark. Es wurde also stark darauf geachtet, wofür es ausgegeben wurde. Weil es ja meine Jugendweihfahrt war, wollten meine Eltern für mich etwas ganz Besonderes kaufen. In einem Geschäft gab es wunderschöne Pullover mit einem farbigen Aufdruck auf der gesamten Brustfläche, der uns allen gefiel. Wir gingen also in den Laden und ich sollte diesen Pullover anprobieren. Die Verkäuferin hat mit uns diskutiert, daß es sich um einen Damenpullover handelt und nach 5 Minuten hatten wir dann die Lust an diesem Pullover verloren und sind wieder gegangen. Wie zur Entschädigung habe ich mir dann eine Schallplatte gekauft. Nicht lange danach habe ich den gleichen Pullover in Magdeburg am Körper eines gleichaltrigen Jungen gesehen. Erst zu diesem Zeitpunkt kam bei mir so richtig die Enttäuschung auf.

Prag hat uns allen so gut gefallen, dass wir zu Heikes Jugendweihfahrt genau die gleiche Tour gemacht haben. In schlechter Erinnerung ist mir geblieben, daß wir zu diesem Zeitpunkt in Prag nur deutsche zweiter Klasse waren. Die Deutschen aus dem Westen wurden hofiert und konnten mit

ihrem Geld nur so um sich werfen. Wir wurden etwas schief angesehen, weil wir das falsche Geld hatten - genau gesagt: gar keins. Da es den Tschechen, wenn sie die DDR besuchen wollten, mit dem Geld genauso ging, wurden wir ab und zu auf der Straße angesprochen, ob wir nicht Kronen gegen Mark tauschen wollten. Man hatte uns schon vor der Fahrt nach Prag gewarnt, dass diejenigen, die uns auf der Straße ansprechen, gern auch einmal betrügen. Genauso war es dann auch. Zum Glück hat Papa sofort gesehen, daß das Papier, was man uns zum Tausch anbieten wollte, alles war nur kein Geld.



Zu Heikes Jugendweihfahrt nach Prag 1979

Am vierten Tag ging es wieder heimwärts und zurückgeblieben sind bei mir viele schöne Erinnerungen an eine wunderschöne Stadt, eine große Vorfreude vor jedem neuen Besuch in Prag und eine große Hochachtung vor den tschechischen Braumeistern.

Tanzschule

Mit 15 Jahren besuchte ich die Tanzschule. Das war allerdings nicht meine Idee sondern ging darauf zurück, daß fast meine gesamte Klasse tanzen lernen wollte und daß auch meine Eltern großen Wert darauf legten. Ich brachte fast alle Voraussetzungen dafür mit. Ich hatte das richtige Alter, war ein schlanker, kommunikativer junger Mann und zeigte das nötige Interesse für das andere Geschlecht. Das einzige, was mir zum Tanzen fehlte, war ein Minimum an Talent. Alle redeten mir gut zu. Es hieß dann nur: „Das kann man doch alles lernen“ oder „Es wird dir schon Spaß machen“. Bislang war ich in Diskotheken nur ein wenig herumgehüpft und auch beim eng-tanzen waren eingeübte Schrittfolgen total nebensächlich. Ich kann es vorweg nehmen: Ich habe in den nächsten Monaten ein paar Grundschritte gelernt, jedoch wollte sich trotz aller Mühen mein ganzes Leben lang keine rechte Freude an Walzer oder Foxtrot einstellen.

Die Tanzschule BERG gehörte Hans Klaus Berg und wie in allen Tanzschulen in Magdeburg organisierte er, gab selbst Unterricht und führte außerdem für die fortgeschrittenen Tänzer noch einen Tanzzirkel namens „Blau-Silber“. Es hieß, daß es die seriöseste der 3 Magdeburger Tanzschulen war und aus diesem Grund war ihm gestattet, direkt in den Magdeburger Schulen zu werben. Seine Mitbewerber, besonders die Tanzschule RÖPPNACK, gingen dagegen weniger fein zu Werke. Zwei Jungs aus meiner Klasse waren Schüler bei RÖPPNACK und der dortige Tanzlehrer hatte ihnen versprochen, daß für jeden Tanzschüler, den sie von der Tanzschule BERG abwerben, eine Kopfprämie von 20,00 Mark vom Tanzlehrerhonorar herunter gerechnet wird. Also wurde jeder Junge, der sich bei BERG eingeschrieben hatte, von den beiden RÖPPNACK-Schülern bearbeitet, daß die Tanzschule BERG ja schlecht, teuer und außerdem extrem uncool wäre und das man doch, so lange man seine Gebühr bei BERG nicht bezahlt hatte, noch zu RÖPPNACK wechseln könnte. Und ebenso, wie der eine oder andere tatsächlich zu RÖPPNACK gegangen ist, wurde die Kopfprämie nie gezahlt. Und das war dann auch uncool.

Zurück zu meinem Tanzkurs. Herr Berg war ein langer, schlanker Mittvierziger mit wenig Haaren und er führte seinen Unterricht im großen Saal im „Haus der Lehrer“ in Magdeburg durch. Die angehenden Tänzer und Tänzerinnen kamen aus verschiedenen Magdeburger Schulen und so viele fremde Mädchen brachten die Hormone von mir und meinen Mitschülern schon recht stark zum brodeln. In dem großen rechteckigen Raum saßen auf der einen langen Seite in zwei Reihen hintereinander die Jungs, auf der anderen Seite, auch in zwei Reihen hintereinander, die Mädchen. Man fixierte sich über die dazwischen liegende Tanzfläche. Dann stellte sich Herr Berg mit seiner Partnerin in die Mitte und führte vor, was wir in den nächsten 2 Stunden lernen sollten. Es sah ja so einfach aus, wie er über das Parkett schwebte. Wie war aber die Wirklichkeit? Wir sollten im Zeitraum von etwa einem halben Jahr die Standardtänze, dazu ein bisschen lateinamerikanisch und die Modetänze lernen. Hängen geblieben ist bei mir relativ wenig. Ich stakste über das Parkett aber zum Glück sah es bei den anderen auch nicht viel eleganter aus.

Über das Tanzen allgemein möchte ich nicht philosophieren aber es gab Ende der siebziger Jahre als Besonderheit zwei Modetänze, die auf den Tanzflächen die Runde machten. Das war zum einen der Letkiss, zum anderen gab es den Bump. Irgendjemand aus dem Kreis der Tanzschüler hat daraufhin gefragt, ob es möglich wäre, auch diese Tänze zu lernen und Herr Berg hat das auch sofort zugesagt, jedoch nie realisiert. Wahrscheinlich hat er geahnt, daß sich ein paar Monate später ohnehin niemand mehr dafür interessieren würde. Schnellebige Zeit! Für mich persönlich war es sowieso egal, was gelehrt wurde, weil ich mich am Ende, sofern ich überhaupt tanzte, zu jeder Musik mit den gleichen Discofoxschritten bewegt habe. Zwei nach links, zwei nach rechts, eine ungeschickte Drehung, fertig. Für freudiges Erstaunen hat an einem Abend gesorgt, dass wir, als wir Langsamen Walzer gelernt haben, das Lied „Mull of Kintyre“ von Paul McCartney gespielt wurde. Die ungläubige Frage: „Das ist ein langsamer Walzer?“ hatte Herr Berg wahrscheinlich einkalkuliert, lächelte süffisant und hatte es an

diesem Abend besonders leicht mit seinen Eleven. Es ging von Woche zu Woche flüssiger, ohne jemals elegant zu werden. Dafür hätte ich ein Leben lang Tanzstunden nehmen müssen.

Die Tanzstunden fanden jeweils am Sonntag Abend von 18 bis 20:00 Uhr im Großen Saal im „Haus des Lehrers“ statt. Ich war begeistert - zumindestens von der Uhrzeit. Wann hatte man schon einmal die Gelegenheit, regelmäßig um diese Zeit als 15-jähriger Junge auf der Straße zu sein.



Das „Haus des Lehrers“ (blaues Hochhaus) zur Zeit meiner Tanzstunden

Das Procedere bei den Tanzstunden war immer das gleiche. Die Jungs und die Mädchen saßen sich - wie schon beschrieben - in zwei großen Reihen gegenüber und irgendwann stellte sich Herr Berg in die Mitte der einen Schmalseite und sagte: „Bitte fordern Sie jetzt Ihre Partnerin auf.“ Dann sprangen die Jungs wie von der Tarantel gestochen von ihren Sitzen und rannten auf die andere Seite, um die Dame ihres Herzens oder wenigstens die, die es werden sollte, zum Tanz aufzufordern. Es gab anfangs nur wenig feste Paare, so daß sich um ein Mädchen mitunter 2

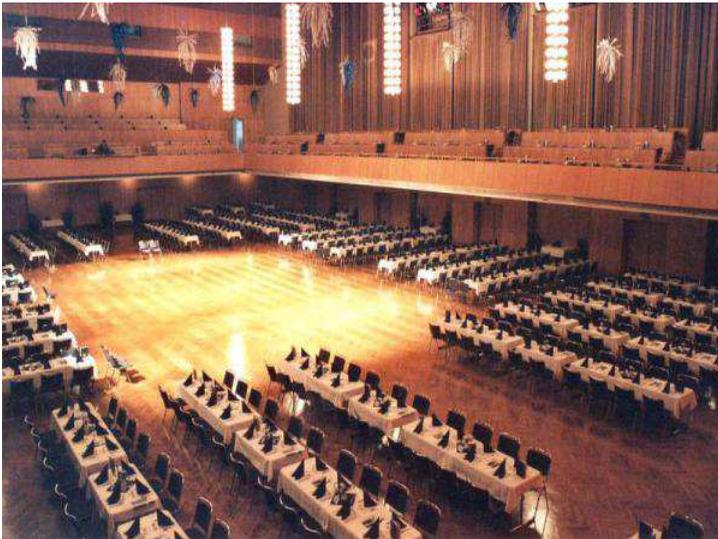
oder 3 Jungs drängeln konnten und das Mädchen die freie Auswahl hatte. In diesem Moment blieb natürlich die gleiche Anzahl von Mädchen unbeachtet übrig, aber nach einem leichten moderieren von Herrn Berg fanden sich schließlich immer Pärchen zusammen. Normalerweise blieb niemand übrig, wenn aber doch, dann gab es immer noch einige Ersatzmänner oder -frauen aus dem Tanzkreis – wesentlich älter aber auch wesentlich besser beim tanzen.

In den ersten Tanzstunden war ich relativ langsam, ein Mädchen aufzufordern, und so wechselte an den ersten Abenden permanent meine Tanzpartnerin. Gerd, der den gleichen Kurs besuchte, ging es genau so. Als wir dann das System der ungestümen Partnerwahl etwas besser verstanden hatten, gab es das nächste Problem. Gerd und ich favorisierten das gleiche Mädchen. Für uns beide, die einen großen Teil der Freizeit gemeinsam verbrachten, war das eine völlig neue Erfahrung. Wir standen also beide vor einer zierlichen Blondine und – sie entschied sich für mich. Eine gute Wahl! Sie war recht hübsch aber genau so ruhig. Ich war damals noch kein begnadeter Entertainer und und sie trug auch nicht viel zur Unterhaltung bei, so daß unsere Tanzpartnerschaft etwas zäh begann. Das besserte sich im Laufe der nächsten Wochen und ich freute mich ihretwegen auf jeden Tanzabend. Sie hatte genau die richtige Größe und war ein großer Ansporn für mich, mir Mühe zu geben. Wir tanzten als ziemlich festes Paar bis 2 Abende vor dem Tanzstundenball. Die letzten beiden Stunden kam sie nicht mehr und auch beim Abschlußball stand ich plötzlich allein da.

Mir wurde also beim Abschlussball ein Mädchen zugeteilt, deren Tanzpartner auch nicht erschienen war und jetzt kam es: Sie war einen halben Kopf größer als ich, eine Schulter breiter und wog etwas über 100 kg. Ich wog gerade einmal die Hälfte. Welche Demütigung. Jetzt kommt der Witz an der Sache: Gerd ging es genau so. Wenn heute in Hollywood Komödien über Looser im Teenageralter gedreht werden, ist das für alle immer ein Brüller – außer für die Hauptdarsteller. Genau so fühlten wir uns auch. Am besten, man macht gute Mine zum bösen Spiel. Ich überreichte „Ada der Riesendame“

also brav mein mitgebrachtes Blumenbouquet, wartete auf den Aufruf von Herrn Berg zum Walzer und versank in ihren Armen. Die anderen Tanzrunden absolvierte ich mit der gleichen stoischen Ruhe und zwischen den Runden zog ich mit Gerd durch das Haus, um jeder unnötigen Konversation mit dem Riesenmädchen aus dem Weg zu gehen. Ich war knapp 16 und da macht man nicht all zu viel Kompromisse bei Mädchen.

Der Abschlußball fand im Saal der Stadthalle statt und war eine Familienveranstaltung. Mit dabei waren meine Eltern, die in den ganzen 25 Jahren ihrer Ehe jedes Jahr genau 1x zum Tanz gegangen sind, nämlich dann, wenn Gartenvergnügen war. Weiterhin eingeladen waren Onkel Werner und Tante Anneliese. Sie hatten selbst keine eigenen Kinder und nahmen deshalb gern Anteil an der Entwicklung von Heike und mir. Onkel Werner und Tante Anneliese waren mir ohnehin seit jeher die liebsten Verwandten von allen.



Der Saal in der Stadthalle mit Tanzfläche und eingedeckten Tischen

Onkel Werner sprach mir an diesem Abend mehrmals gut zu, daß ich mich mit dem Mädchen doch freundlich unterhalten sollte. Seine Tips waren gut – wenn man denn das richtige Mädchen hatte. Für mich jedoch war der Abend ein Reinfall. Ich war noch nie so schnöde sitzen gelassen worden. Aber als ob das nicht gereicht hätte! Zu Beginn des Tanzabends wurden sämtliche Paare auf die Bühne geholt und in großen Gruppen als Paare fotografiert. Die Mädchen saßen auf Stühlen und dahinter stand der jeweilige Tanzpartner. Darin lag dann die nächste Demütigung, weil der Fotograf in der Nähe unserer Schule einen Schaukasten gemietet hatte und das Foto mit meiner Person und dem Riesenmädchen über Monate dort ausgehängt war. Ich mag garnicht daran zurück denken, wie viele Leute mich auf dieses Bild angesprochen haben ... Das Foto war übrigens im Preis der Eintrittskarte für den Abschlussball bereits enthalten. Ich habe es nie abgeholt.

Der ganze Abend ist mir wie folgt in Erinnerung geblieben: Am Tisch bei meiner Familie habe ich mir möglichst wenig meiner seelischen Schmerzen anmerken lassen. Bei den Tänzen mit Ada habe ich versucht, nicht ihre Füße zu treffen und war Kavalier so weit wie nötig. Zwischen den Tänzen wollten Gerd und ich uns anfangs sinnlos betrinken, in Anbetracht der Sektpreise und unserer anwesenden Eltern entschieden wir uns aber dagegen. Anstandshalber habe ich sowohl mit Mutti als auch Tante Anneliese ein paar mal getanzt und zum Glück hatten die Erwachsenen auch keine große Lust, die Veranstaltung bis Mitternacht auszudehnen, so daß sich insgesamt der Schaden in Grenzen hielt.

Ich habe jene Kerstin etwa ein Jahr später noch einmal wiedergesehen. Sie war in der gleichen Schule wie mein Banknachbar in der Lehre. Er hat mich einmal zu einer Veranstaltung in die Schillerschule mitgenommen und da stand sie plötzlich vor mir. Ich habe sie keines Blickes gewürdigt.

Mein Zimmer

Mein Leben als Jugendlicher war bunt und rund. Es gibt darüber so viel zu erzählen, daß ich gar nicht weiß, was ich aus Platzgründen weglassen soll. Viel spielte sich dabei auch in meinem Zimmer ab.

Unser Haus war Anfang des 20. Jahrhunderts gebaut worden und in Wohnungen wie der unseren wohnte bis zum Zweiten Weltkrieg das etwas wohlhabendere Bürgertum. Danach richtete sich auch der Grundriß der Wohnungen aus. Auf der einen Seite des langen Flures lagen die großen Wohnräume der Herrschaften. Auf der anderen Seite befand sich noch einmal ein kleines Zimmer für das Dienstmädchen. Dieses Zimmer hatte ungefähr eine Grundfläche von 5 m² und als ich groß genug für ein eigenes Zimmer war, durfte ich dort einziehen. Vor meinem Einzug hatte es so liebevolle Namen wie „Rumpelkammer“ oder „Kleines Zimmer“ aber das war mir völlig egal. Mein eigenes Reich!!.

Die gesamte Ausstattung waren ein Bett, ein Schreibtisch mit Schreibtischstuhl, ein Schrank und ein kleiner Dauerbrandofen. Der Ofen wurde mit Kohle beheizt aber durch eine schlechte Wärmespeicherung und ein nur einfach verglastes und relativ undichtes Fenster kühlte der Raum im Winter extrem stark aus. So konnte es vorkommen, dass ich mich abends bei etwa 30 °C ins Bett gelegt habe und morgens bei Minusgraden aufwachte. Die eine Wand meines Zimmers ging zum Treppenhaus, die zweite war eine Außenwand und die anderen beiden Wände gingen zu Zimmern, die nicht beheizt waren. Dadurch war es normalerweise immer kalt. Das hatte natürlich im Sommer auch seine Vorteile.

Den Schreibtisch hatte Papa aus ein paar furnierten Spanplatten selbst gebaut, was einerseits den Vorteil hatte, daß er gleich auf passende Breite gesägt wurde, zum anderen den Nachteil, daß die gesamte Konstruktion recht labil war. Umfallen konnte er aber nicht – dazu war er zu fest zwischen Schrank und Bett eingeklemmt. Mein erster Schrank in diesem Zimmer war ein alter Kleiderschrank, dem ich, als ich einen

neuen Schrank bekam, sehr nachgetrauert habe, weil ich darin zwei Geheimfächer entdeckt hatte, in denen man wunderbar seine Schätze wie Flatschen, mit denen man mit Erbsen auf Vögel schießen konnte oder Streichhölzer und ein Feuerzeug aufbewahren konnte. Niemand hat dort jemals meine Schätze entdeckt. Für einen Jungen wie mich war das also ein Traum – bis zu dem Tag, als mir meine Eltern einen neuen Schrank geschenkt haben. Das war zu Weihnachten und am 25.12. wurde der Schrank aufgebaut. Für mich bestand nur das Problem, die Geheimfächer möglichst unauffällig auszuräumen, weil Papa beim Entleeren des alten Schrankes die ganze Zeit neben mir stand. Das Problem wurde wie fast jedes weitere in meinem Leben mit Bravour gelöst, ich weiß nur nicht mehr, wie. In meinem neuen Schrank war wesentlich mehr Platz, weil er höher war, dafür war er extrem nüchtern und kantig. In seiner einen Tür hatte er einen Spiegel, mit dem ich in den folgenden Stunden die herrlichsten Grimassen geübt habe.



Wie mag dieses brave Gesicht mit einer Grimasse aussehen?

Mein Bett war über viele Jahre auch ein Eigenbau. Es bestand aus einem Rahmen, 4 Beinen und einer alten Federmatratze. Die Beine waren an den Rahmen angeklebt und dazu wurde sogenannter Perlleim verwendet. Dieser Leim aus Knochen und was-weiß-ich wurde in der Küche aufgeköcht und die ganze Wohnung stank bestialisch. Da half nicht einmal das weit geöffnete Fenster. Die Beine hielten jedoch bis zu dem Tag, als meine Eltern eine gebrauchte Klappcouch geschenkt bekommen haben, auf der ich von diesem Moment an schlief. An der Wand zum Hausflur stand hinter dem Bett dann noch ein kleiner, schmaler Bettkasten aus gehobelten aber unbehandelten Brettern, den Papa zusammengenagelt hatte. Wenn man nicht aufpasste, konnte man sich dort ganz leicht einen Splitter einreißen, aber wenn dort mein Bett hineingestopft wurde, kam von dieser Seite die Kälte nicht so stark in mein Zimmer.

Ich habe dieses Zimmer geliebt. Keiner meiner Freunde hatte so einen kleinen Raum als eigenes Zimmer. Trotzdem trafen wir uns gern bei mir, um zu erzählen, Hausaufgaben zu machen, Skat zu spielen und Musik zu hören. Mit dem Umzug in mein Zimmer war ich nicht mehr ganz so unter Kontrolle. Ich nutzte den neuen Freiraum, um abends länger als erlaubt zu lesen, Musik zu hören oder mit dem Tonbandgerät etwas aufzunehmen. Ab und zu kam Mutti am späten Abend in mein Zimmer, lief mit sicherem Gespür auf meine Schreibtischlampe zu und fasste auf deren Schirm. War er warm, dann gab es Ärger. Bedeutete das doch, dass ich wieder Licht angehabt hatte. Kurzzeitig habe ich auch einmal mit einer Taschenlampe unter der Bettdecke gelesen, die Batterien hielten für mein Interesse an den Büchern jedoch viel zu kurz und außerdem wurde dann die Luft so schlecht. Überhaupt habe ich sehr viel gelesen. An der einen Wand über meinem Bett ging ein Bücherregal voller Abenteuerbücher. Ich ging in Gedanken auf die Reise durch die Sahara, den afrikanischen Dschungel, den Amazonas oder beobachtete Spione im Kosmos. Bei solch einer Auswahl an Themen ist es nur verständlich, wenn man vor Spannung abends nicht einschlafen kann.



Mein Tonbandgerät war ein KB 100. Ich hatte es nach Opas Tod „eingemeindet“, weil sich außer mir bei uns in der Familie dafür interessierte. So saß ich manchen Nachmittag oder Abend und nahm jede Musik vom Radio auf, die etwas mit Rock und Pop zu tun hatte. Meine interessantesten Tonbandaufnahmen habe ich an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen von 22:00 Uhr bis Mitternacht gemacht. Da kam eine Serie über die Beatles. Ich hatte vorher zwar schon viel davon gehört, jetzt wurden die bekannten Lieder aber mit Fakten und kleinen Geschichten hinterlegt und der Inhalt einzelner Lieder erklärt. Ich war fasziniert von der Interpretation des Liedes „Long Long Long“. Angeblich hat der Sänger in diesem Moment die Liebe gefunden und trotzdem ist das Lied unendlich traurig. Irgendwie hat diese Melancholie an diesem Abend genau meine Gefühlswelt getroffen. Von zuhause konnte ich für diese Art von Musik wenig Verständnis erwarten. Mutti klemmte gedanklich in ihren Operetten fest, Papa liebte nur den „Oberhofer Bauernmarkt“. Wenn ich mit meinem Radio Rockmusik hörte, lag ich musikalisch völlig außerhalb der Familie.

Mein Kofferradio, das ich mir nach der Jugendweihe gekauft habe, lief fast ununterbrochen. Ich kam von der Schule nach Hause, stellte die Musik an und wenn ich abends schlafen wollte, stellte ich sie aus. Ich hatte damals schon eine uneingeschränkte Liebe zur Musik. Das Radio konnte auf UKW sechs Sender empfangen, von denen zwei oder drei die Musik spielten, für die ich mich interessierte. An einem Mittag 1979, kurz nach der Schule, drehte ich mit der Kurbel von einem zum anderen Sender und stieß auf das Lied „Year Of The Cat“ von Al Stewart. Ich war begeistert. Ich habe mir als erstes den Namen des Sängers und des Liedes aufgeschrieben, in den nächsten Wochen aber vergeblich versucht, das Lied noch einmal zu finden. Es wurde einfach nicht mehr gespielt, war jedoch für mich so unvergesslich, daß ich viele Jahre später, als ich mit anderen Musikliebhaber mit dem Tonband aufgenommene Musik ausgetauscht habe, zumeist als erstes nach diesem Lied fragte. Auch heute noch spiele ich dieses Lied, wenn ich irgend einen besonderen Anlass mit Musik krönen möchte. Dazu gehörten bisher die Einweihung einer Stereoanlage, der Einzug in unser Haus und auch, wenn ich dieses Buch fertig habe, werde ich die CD mit genau diesem Lied einlegen.

Ich hatte meine festen Musiksendungen, die ich auf keinen Fall verpassen wollte. Es gab auf dem Berliner Rundfunk eine Sendung namens Duett. Dort wurden zwischen 14:00 Uhr und 15:00 Uhr jeweils zwei komplette Seiten einer Schallplatte abgespielt, die ich oft mit dem Tonbandgerät aufgenommen habe. Natürlich hatte ich nicht so viele Bänder und so wurden viele Aufnahmen nach kurzer Zeit wieder überspielt. Behalten habe ich aber Barclay James Harvest, die Beatles und Pink Floyd. Zu den Aufnahmen mit den Beatles gibt es auch noch eine nette Anekdote – für Insider. An einem Nachmittag, an dem wir ab 14.15 Uhr noch Englischunterricht hatten, kam von 14.05 bis etwa 14.25 Uhr die 4. Seite des Weißen Albums der Beatles. Ich stellte das Tonbandgerät auf Aufnahme, ging zur Schule und als ich nach Hause kam, hörte ich mir die Aufnahme an. Ich dachte dann, daß da etwas schief gelaufen sein mußte, weil zeitweise nur Tonfetzen und Störungen auf dem Band waren. Nein, es hatte alles seine Richtigkeit. Es

war die „Revolution No.9“, ein Experimentalstück, auf dem John Lennon mit wilden Klangorgien die Gesetze der Beatlessongs außer Kraft gesetzt hatte. Für einen 14-jährigen war das natürlich völlig unverständlich.

Das Tonbandgerät KB 100 hatte eine furchtbar schlechte Qualität. Es war 25 Jahre alt und so nach und nach gingen immer mehr Bauteile kaputt. Irgendwann, so etwa 1979, nahm ich dann Hammer und Zange und baute das Gerät auseinander. So passte es wenigstens in eine Mülltonne. Einige der Bänder habe ich noch heute. Es wird sich wahrscheinlich nur kein Gerät mehr finden, mit dem man sie abspielen kann. Ich habe ein paar Jahre später ein neues Tonbandgerät gekauft und erst mit dem Unterschied zwischen den beiden Geräten gesehen, was das alte Tonbandgerät für Defizite hatte. Selbst auf diesem neuen Tonbandgerät liefen die alten Bänder zum Teil nicht mehr.

So klein mein Zimmer auch war, so gemütlich war es auch. Wir haben dort zum Beispiel regelmäßig Skat gespielt. Ein Spieler saß auf dem Schreibtischstuhl, die anderen beiden setzten sich so auf die Couch, dass sie sich nicht gegenseitig in die Karten schauen konnten und dann ging es los. In der zehnten Klasse waren die ersten Jungs schon 16 Jahre alt und so fand sich immer jemand, der in der Kaufhalle schon Bier bekam. Unsere Eltern hatten nichts gegen die eine Flasche und so organisierten wir uns pro Abend drei Flaschen LUXATOR, weil das die beste Sorte war. An einem Skatabend im Winter erinnere ich mich besonders gut. Meine beiden Partner waren Gerd und Oliver. Ich war mit beiden gut befreundet, sie mochten sich aber untereinander nicht besonders. Oliver hatte das Bier gebracht, ging noch einmal nach Hause und als Gerd kam, nahm er die Flasche von Oliver und stellte sie in die Nähe des Ofens, damit es etwas wärmer würde und nicht mehr so gut schmecken sollte. Als Oliver dann kam, griff er als erstes in den Beutel, nahm ein kaltes Bier heraus und ich griff schnell nach einer zweiten Flasche. Nun blieb das angewärmte Bier nur noch für Gerd übrig. Strafe muß sein.

So lange ich das Tonbandgerät hatte, stand es meistens auf meinem Schreibtisch. Die eingebauten Lautsprecher waren klein und schlecht und so versuchte ich, einen externen Lautsprecher anzuschließen. Der dafür erforderliche Stecker sah aus wie ein ganz normaler Stecker für 220 V, hatte aber in der Mitte noch einen dritten Stift. Das sollte verhindern, dass man den Lautsprecherstecker in eine normale Steckdose steckt. Leider bin ich irgendwann auf diesen speziellen Stecker getreten, so daß er zerplatzte. Da ich keinen gleichartigen Stecker hatte, nahm ich also einen normalen Stromstecker. Dieser paßte und die Musik kam aus dem externen Lautsprecher. Alles war gut. Beim wegräumen des Tonbandgeräts, um den Schreibtisch für Hausaufgaben freizumachen, zog ich natürlich den Stecker vom Tonbandgerät ab. War ich dann mit den Hausaufgaben fertig und stellte das Tonbandgerät wieder auf den Schreibtisch, konnte es schon passieren, daß ich, wenn ich unkonzentriert war, den Lautsprecherstecker in den Stromwürfel an der Ecke meines Schreibtischs steckte. Dann ging im ganzen Haus das Licht aus. Niemand wusste, woran das lag, aber alle Hausbewohner fragten sich gegenseitig, wie viele Waschmaschinen gerade wieder am Stromnetz hingen.

Die Anschlußschnur vom Tonbandgerät war auch nur improvisiert. Es hingen zwei offene Kontakte in der Luft, die man mit etwas Geschick an das Tonbandgerät anschließen konnte. Erst danach durfte man den Stecker für den Strom anstecken. Natürlich ist mir auch passiert, dass ich mit der Hand an den stromführenden Leiter gekommen bin. Es gab einen Blitz mit Knall, meine Hand flog durch die Gegend, mein Arm schmerzte bis zur Schulter und ich fühlte mich schlecht. Das ist mir, glaube ich, zweimal passiert. Überhaupt hatte ich ein Faible für Elektrik und Elektronik und wie man sieht, war das einzige, was mir dabei fehlte, war ein wenig Respekt vor den damit verbundenen Gefahren. Ich wollte mir zum Beispiel selbst ein Radio bauen. Das war für mich absolut keine Zauberkunst. Ein paar Transistoren, Widerstände, Kondensatoren, eine Leiterplatte und ein Lautsprecher und fertig war das Gerät. Das Schöne an der Sache war, daß die Elektronik sprichwörtlicher Weise auf der Straße lag. Mitten in

unserer Straße auf einem freien Platz stand ein Sperrmüllcontainer, in den die Leute ihre ausgedehnten Fernseher und Radios entsorgten. Ich stieg hinterher, riß die Rückwand ab und nahm die Leiterplatten und Lautsprecher mit. Davon konnte man sich wunderbar die Bauteile auslöten und wiederverwenden.

In diesem Zusammenhang fällt mir noch ein weiterer großer Spaß ein. Es gab damals nur Röhrenfernseher mit einer Vakuumbildröhre und, wie das Wort Vakuum schon ausdrückt, waren die Bildröhren weit gehend luftleer. Beim Zerschlagen implodierten sie. Das hieß, daß das Vakuum die Splitter nach innen riß und diese großen Glasbehälter in sich zusammen fielen. Das machte dann immer „Plupp“ und weg war die Röhre. Zumindestens existierte sie nur noch als ganz kleiner Haufen von Scherben. Es bestand natürlich immer die Gefahr, daß nach dem „Plupp“ auch einmal Scherben durch die Gegend flogen und so hatte ich ein schönes System gefunden, den Unfug mit relativ wenig Verletzungsgefahr zu betreiben. Ich nahm einen Pflasterstein und war ihn aus 2-3 m Entfernung auf die Röhre und war damit außerhalb der Gefahrenzone. Plupp!!!

Mit meinen Schätzen zog ich wieder nach Hause und lötete mir Abend für Abend die noch brauchbaren Bauteile aus. Die Lautsprecher lagerte ich auf meinem Schrank, bis ich sie später einmal brauchen konnte. Weiterhin hatte ich einen riesigen Karton voller Widerstände und Transistoren und hätte davon ein Leben lang zehren können. So verbrauchte ich aber nur, was ich gerade benötigte und mein Lager wuchs und wuchs. Irgendwann hat Mutti dann mein Zimmer gründlich aufgeräumt und dabei die Leiterplatten, die ihr nicht mehr verwendbar erschienen, entsorgt. Nach kurzer Trauer war ich irgendwie froh darüber, weil das Auslöten eine ganze Menge meiner Zeit beanspruchte. Ich baute also mein Radio und hängte mehrere Lautsprecher daran. Ich schaltete sie parallel und glich die Lautstärke mit Potentiometern ab. Weiterhin schaltete ich ein paar kleine Glühbirnen 1,5V, um die ich rote und blaue Plastefolie wickelte und hatte damit sogar eine Lichtorgel. Mein Zimmer war schon einzigartig und ich hatte

einen Raumklang wie im Konzertsaal – nur mit viel mehr Rauschen.

Ein weiteres Hobby von mir war die Fotografie. Das bedeutete, mit einer kleinen Kamera Schwarz-Weiß-Filme mit jeweils 36 Bildern zu füllen, selbst zu entwickeln und am Ende auch selbst Papierbilder daraus zu machen. Alle acht Wochen habe ich mir mein Zimmer komplett abgedunkeltes, den Vergrößerungsapparat meiner Eltern aufgebaut und saß dann den gesamten Sonntagsabend bis etwa Mitternacht, habe Fotopapier um Fotopapier belichtet, entwickelt, fixiert und am Ende des Abends in der Badewanne zum Abspülen versenkt.

Ich war ein begeisterter Fotograf und ein paar der Fotos aus dieser Zeit – wie das nächste - sind auch in diesem Buch zu sehen. Das ist zwar nicht selbst geknipst aber selbst auf Papier gezogen. Natürlich steckt auch hinter diesem Foto eine kleine Geschichte, die ich an dieser Stelle gern erzählen möchte.



Mit Nguyen Dang Bing

Im Alter von 13 Jahren wurde bei mir eine chronische Nierenentzündung festgestellt. Ich bekam zeitweise Tabletten, durfte bestimmte Sachen nicht essen und mußte einmal im Jahr ins Krankenhaus zur Nierenbiopsie. Dann wurde mit einer Kanüle in meine Niere gestochen und etwas Gewebe entnommen. Ich lag immer in einem 8-Mann-Zimmer und bei meinem letzten Krankenhausaufenthalt war einer der anderen 7 Mann ein junger Vietnameser namens Nguyen Dang Bing. Er hatte in der DDR KFZ-Schlosser gelernt, sollte eigentlich schon wieder zurück in Vietnam sein, blieb aber aufgrund einer Nierenerkrankung noch länger in Magdeburg. Wir haben uns von Anfang an sofort gut verstanden und in den folgenden Wochen bis zu seinem Heimflug oft getroffen. Er hat mich seinen vietnamesischen Freunden vorgestellt und ich nahm ihn mit in meinen Bekanntenkreis. Seine Abreise aus der DDR hat sich immer weiter verzögert, weil kein Flug nach Vietnam zu bekommen war und er die Alternative, 4 Wochen mit dem Schiff nach Hause zu fahren, abgelehnt hat. Die Begründung war auch ganz lustig: Er hatte Angst, daß es auf dem Schiff nur Fisch zu essen gibt und Fisch aß er nun einmal nicht. Bei seinem Abschied haben wir uns versprochen, uns in diesem Leben noch einmal wieder zu sehen. Auf meine 2 Briefe habe ich aber nie eine Antwort bekommen. Mutti hat mir dann versucht zu erklären, daß alle Briefe über die Botschaften laufen und vielleicht nicht zugestellt werden. Später habe ich dann mitbekommen, daß diese Art von Kontakten durch die Staatsführung der DDR unerwünscht waren und neben der Möglichkeit, daß Bing einfach nicht geantwortet hat, ihn meine oder mich seine Briefe garnicht erreicht haben.

Das letzte Schuljahr

In der 9. Und 10. Klasse habe ich noch einmal einen großen Sprung in meiner Entwicklung gemacht. Aus dem unsportlichen, etwas schüchternen und immer recht kleinen Jungen war ein wesentlich selbstbewußterer, schlanker und mittelgroßer junger Mann geworden. Meine Freunde blieben die gleichen, lediglich die Themen zwischen uns hatten sich verändert. Aus Schach, Fußball und Popmusik wurden Mädchen, Treffen im Freundeskreis und Kreativität. Was haben wir diskutiert, wie man am besten bei Mädchen ankommt! Jeder wußte mehr als die anderen und in Wirklichkeit garnichts. Aus heutiger Sicht würde ich sagen: „Sei immer du selbst!“ Damals haben aber mehr die Hormone regiert als der gesunde Menschenverstand. Aus den reinen Junggruppen der letzten Jahre wurden gemischte Freundeskreise und so kam es in dieser Zeit zur ersten großen Liebe, dem ersten Kuß und dem ersten großen Abschied.

Das war eben der Lauf des Lebens. Meinen Eltern habe ich von alledem nichts erzählt. Mutti hätte es wohl schon interessiert, ich gab ihr jedoch nur ausweichende Antworten. Papa war es wohl weitgehend egal, was ich trieb, so lange nur meine schulischen Leistungen in Ordnung waren und ich am Wochenende im Garten half. Da es in der Schule nie Probleme mit der Leistung und höchstens mal mit meiner großen Klappe gegenüber den Lehrern gab, hatte ich also ein sehr freies, lockeres Leben. Das nutzte ich so gut wie möglich aus.

Am Freitag Abend habe ich mich gern mit Detlef Krüger, Peter und Gerd getroffen. Dann saßen wir wieder über Musik und den großen Weltproblemen und sind danach zum Nachtbäcker gegangen. Das war ein Bäcker, der ab 22.30 Uhr ganz frische Brötchen verkauft hat, die zwar eigentlich für den nächsten Morgen vorgebacken wurden, am späten Abend aber an Insider „weggingen wie warme Semmeln“. Ich holte dann immer 10 Brötchen und ein paar Prilleken, eine Art Pfannkuchen mit 2 Löchern darin und so hatten wir am

Sonnabend ein herrliches Frühstück, ohne, daß jemand zeitig aufstehen mußte. Ohnehin schlief ich morgens gern sehr lange. Das gab dann zwar regelmäßig Diskussionen mit Papa, weil er mich sonnabends möglichst früh im Garten sehen wollte aber dafür war ich nachmittags um so fleißiger und dann war alles wieder in Ordnung.

In der 10.Klasse habe ich mich dann mit Lars Eichhorn angefreundet. Wir hatten recht ähnliche Vorstellungen von der Welt, außerdem hatte er die besten Schallplatten und Audiogeräte. Sein Vater arbeitete „für die Firma“, das heißt, er war Offizier des Ministeriums für Staatssicherheit und hatte damit eine Reihe von Privilegien wie problemloser Einkauf eines Tonbandgeräts seiner Wahl und Zugriff auf Schallplatten aus dem Westen Deutschlands. Die Sache mit den Schallplatten war sogar richtig kriminell. Wenn eine Platte von West nach Ost im Paket über die Grenze geschickt wurde, wurde sie wegen der „Gefahr der staatsfeindlichen Hetze“ eingezogen – heißt so viel wie: aus dem Paket genommen und in ein Archiv gelegt, aus dem sich die Mitarbeiter ab und zu bedient haben. Lars hatte das Doppelalbum „Beatles 1967 -70“, Platten von Amanda Lear, ABBA, den Bee Gees, Reinhard Mey – und alles aus dem Archiv „weggefunden“. Ich habe mir damals recht wenig Gedanken darüber gemacht, es beleuchtet aber die Situation in der DDR, in der sich eine kleine Bevölkerungsschicht die Gesetze so lange zurecht gebogen hat, bis sie paßten. Ich war bestimmt kein Staatsfeind. Im Gegenteil – die Grundidee des Staates, daß es allen gut gehen soll, fand ich sogar richtig gut. Die Umsetzung dieser Idee war jedoch stümperhaft.

Um die Jugend auf die eite der Partei- und Staatsführung zu bringen wurden große Jugendtreffen veranstaltet. Zu einem dieser Treffen, dem Pfingsttreffen 1979 in Berlin, wurden 10 Schüler unserer Schule delegiert – darunter Lars und ich. Wir nahmen an allen Veranstaltungen teil, die wir bekommen konnten. Rockkonzerte, Theatervorstellungen, einer Großdemonstration. Wir sind mit der S-Bahn durch den ganzen Osten von Berlin gefahren und haben unser Taschengeld auf den Kopf gehauen. Besondere Schallplatten,

die eine Mangelware waren, gab es nicht, weil mindestens 100.000 andere Jugendliche die gleiche Idee wie wir hatten. Lars hatte damals schweres Gepäck dabei – einen Kassettenrekorder mit externem Mikrofon, Überspielkabel usw. Damit hat er dann für den Schulfunk eine Sendung gemacht, die ein Stimmungsbild von Berlin aufzeigen sollte. Im Schulfunk habe ich auch mitgemacht. Während sich Lars vorrangig um Musik und Technik gekümmert hat, habe ich die Wortbeiträge geschrieben. Unsere Sendung hieß „Konkret“ und wurde immer dienstags und donnerstags in der Mittagspause über Außenlautsprecher auf den Schulhof übertragen. Viel Musik, ein paar kurze Ansagen und ein Kommentar zur Gesellschaft in dieser Woche. Das Tonstudio war im Keller und weil wir oft dort und nicht auf dem Hof waren, bekamen wir regelmäßig Ärger mit dem Hausmeister.



1979 mit Lars in Berlin

Es war schon eine total entspannte Zeit. Am letzten Schultag kamen wir dann in kurzen Hosen, mit Kinder-T-Shirts, auf Kleinkind geschminkt oder wie Urlauber in die Schule – auf

jeden Fall waren wir eine ganz bunte Truppe. Alle Lehrer haben an diesem Tag mit uns etwas genau so entspanntes gemacht – nur nicht Herr Herzog in Mathematik. Er hat tatsächlich die letzte Unterrichtsstunde meines Lebens mit uns Prüfungsvorbereitung gemacht.

Dann kamen die Prüfungen, vor denen sich jeder von uns noch einmal richtig zusammen gerissen hat. Je nach Lehrer wurden wir mal besser und mal schlechter darauf eingestellt. Geschafft haben es am Ende alle. Ein paar Tage später gab es zuerst das Abschlußzeugnis und am gleichen Abend eine große Abschlußfeier irgendwo in Salbke, bei der alle Schüler meiner Klasse mit Herrn Meier Brüderschaft getrunken haben – unter der Bedingung, daß er nicht von den Jungs geküßt wurde. Das war´s dann. Wir haben wir uns in alle Himmelsrichtungen zerstreut und ich habe nur noch ganz wenige Mitschüler wieder gesehen. Peter habe ich ab und zu auf Schallplattenmärkten gesehen, Gerd ist nach Rostock gezogen, um Offizier zu werden und ich habe nie wieder etwas von ihm gehört. Thomas habe ich in den 80er Jahren einmal mit Ehefrau auf der Straße getroffen und Lars hat heute in Magdeburg einen Medienverlag.

Ein Lebensabschnitt war zu Ende gegangen. Ich war nun 16, fertig mit der Schule und habe mir ein Leben gebastelt, mit dem ich heute ganz zufrieden bin. Aber das ist eine andere Geschichte ...

